

Drei Wortschöpfungen zu Berliner Literaturzeitschriften und -sprachen

1. „Zeitschriftlichkeit“

Die Fähigkeit einer Zeitschrift, den Zeitgeist durch ihre Erscheinungsweise schriftlich spiegeln zu können

Literaturzeitschriften bringen die Schriften der Zeit heraus. Sie nehmen die Gegenwart auf und verbreiten flink diejenigen Werke, die die Themen und Ästhetiken des Augenblicks ansprechen. Letztes Jahr hätte diese Autorin den heutigen Text anders geschrieben. Oder die Magazin-Redakteurin eine andere Auswahl getroffen. Die Leser*innen – darunter auch Schreibende – reagieren wiederum auf das Gelesene. Dadurch entsteht ein literarischer Austausch, dessen Takt den Turnus der Verlagsprogramme wesentlich übertrifft.

Bücher hingegen sind hochwertige Flaschenposten von vor zwei Jahren. So kommen wichtige, längere Texte nach viel künstlerischer und verlegerischer Mühe ans Licht. Doch seit dem heute erscheinenden Manuskript hat die Autorin weitere Texte geschrieben und einen davon an eine Zeitschrift abgeschickt: Dort kann man ihn heute schon lesen.

Eine lebendige Literaturlandschaft braucht diverse Schienen, diverse Tempi, diverse Textlängen, diverse Schwellenniveaus.

2. „Ortwörtlichkeit“

Die eingeborene sprachliche Vielfalt einer Stadt oder Ortschaft

Im Jahr 1700 war geschätzt ein Viertel der Berliner*innen französischsprachig. Selbst der Name unserer Stadt stammt aus einer lokalen slawischen Sprache. Also gehören die hiesigen Literaturszenen in verschiedensten Sprachen genauso zu Berlin wie die Szene auf Deutsch. Das sind uns alles keine „Fremdsprachen“. Das Fremde *ist gleich* das Eigene, zumindest in dieser einmaligen Metropole, wo spannende Literaturzeitschriften auch auf Arabisch, Englisch, Hebräisch, Italienisch, Norwegisch, Portugiesisch, Russisch und Spanisch zu Hause sind. Diese Dichte an literarischen Sprachlichkeiten ist ein seltenes und kostbares Phänomen, auch im Vergleich zu anderen großen Hauptstädten. Das ist Berlin wirklich eigen.

Vereinzelt gesehen haben diese Zeitschriften, auch die deutschsprachigen, zwar ein begrenztes Publikum und einen limitierten Autor*innenkreis. Alle Leserinnen und Leser kann so ein Magazin allein nicht erreichen; niemand beherrscht jede Sprache. Aber wir sind alle Berliner*innen mit gleichwertigem Anspruch auf Literatur. Außerdem: Auf Papier – nicht nur auf Veranstaltungen – können Berliner*innen vieler Herkunft einander in Ruhe literarisch kennenlernen. So entsteht aus vormaligen vereinzelt Autor*innen eine schriftlich gebündelte Gemeinschaft.

3. „Nachgehaltigkeit“

Die Eigenschaft eines künstlerischen Projektes, das sich finanziell planen lässt. Ein Zustand, bei dem man mit dem übernächsten „Gehalt“ rechnen, und deshalb etwas Stabiles gestalten kann

Eine Literaturzeitschrift baut sich nicht über Nacht auf. Dafür braucht man eine Gruppe von fleißigen und leidenschaftlichen Mitwirkenden; ein Umfeld von Leser*innen und Beiträger*innen, die das Projekt kennen; und ein gutes Format, das man über mehrere Jahre und Hefte hindurch feinschleift. Obwohl alle solche Projekte zeitintensiv sind, existieren heutzutage die allermeisten außerhalb der normalen Wirtschaft, also neben den „Brotjobs“ der Autor*innen, Redakteur*innen, Lektor*innen, Übersetzer*innen, Grafiker*innen und so weiter. Diese Arbeit zahlt für sie alle keine Miete. Deshalb sind diese Magazine schon sehr prekär und haben eine niedrige Lebenserwartung, doch manche halten durch und es werden ständig neue gegründet. Aus Leidenschaft. Weil die Literaturlandschaft sie einfach braucht.

Wird so ein Projekt ausnahmsweise staatlich gefördert – z.B. befristet auf ein Jahr, wie die neue Berliner Projektförderung es vorsieht – muss sein finanzielles Modell völlig umgedacht werden. Als erstes muss man über die vielen bisher ehrenamtlichen Leistungen Bilanz ziehen und die heikle Frage abwägen, wer nun wieviel wofür verdienen wird. Auch die Beziehungen zu den Autor*innen professionalisieren sich. Erhält das Projekt aber keine Folgeförderung, fällt es im Anschluss besonders schwer, die einmal angebotenen Honorare wegzunehmen und die Redaktion zurück ins „Amt der Ehre“ zu schicken. Es gibt kein Zurück. Die ganze Publikation droht, nach dem großartigen Glücksfall der ersten Förderung, unterzugehen – und mit ihr das gesammelte Wissen, die eingearbeitete Redaktion und die hinzugewonnenen Schreibenden und Lesenden. Die Großzügigkeit vom ersten Jahr kann aus Versehen die Strukturen vom nächsten Jahr gefährden.

Deshalb sollten wohlwollende Förderer*innen unbedingt die Nach(ge)haltigkeit mitdenken. Durch gut konzipierte Förderinstrumente – hier ist die Förderdauer viel wichtiger als der Förderbetrag – könnte eine lebendige und aussichtsreiche Zeitschriftenlandschaft gesichert werden, die die Kunst und Arbeit hinter diesen wichtigen Foren auch finanziell würdigt.

Jake Schneider, Chefredakteur der Literaturzeitschrift *SAND* (gegr. 2009, gemeinnütziger e.V., bisher 19 Ausgaben, englischsprachig)